

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT DES AUTORS	5
VORWORT EINES WEGBEGLEITERS	7
DANKSAGUNGEN VON JOHN HÄNNI	9
1. EINE WILDE KINDHEIT	11
2. ZEIT ZUM FEIERN	15
3. DIE SCHATTENSEITEN	21
4. DIE WELTREISE NACH EUROPA	25
5. EIN JAHR IN DER KALTEN SCHWEIZ	29
6. RÜCKKEHR NACH PAPUA-NEUGUINEA	35
7. FERN VON ZU HAUSE	41
8. LEBEN IM HOCHLAND	47
9. KRIEG UND VERSÖHNUNG	51
10. DIE HEIRATSBRÄUCHE	57
11. ÄRGER IN DER SCHULE	61
12. EIN EWIGES HIN UND HER	67
13. DIE AIYURA INTERNATIONAL PRIMARY SCHOOL	71
14. FRUSTRIERTE KINDER	75
15. LEBENSGEFAHR	79
16. MONIFAS LETZTER WILLE	113
17. VOM HOCHLAND IN DEN ENDLOSEN DSCHUNDEL	117
18. DIE EROBERUNG DES DSCHUNGELS	121
19. DIE DSCHUNDELTRUMMEL	127
20. DIE SCHULE IN WEWAK	133
21. DER KRAWALL	137
22. ZURÜCK IN DEN URWALD	141
23. DIE REISE IM DOPPELKANU	147
24. KLASSENFAHRT IN DEN SEPIK	151
25. ABSCHIED VON PAPUA-NEUGUINEA	157
26. ORDENTLICHE SCHWEIZ	161
27. EINZUG IN HIGHBURY	165
28. MEIN LONDON-SONG	173

1. Auflage 2009

ISBN: 978-3-906959-21-4

© by MOSAICSTONES

Alle Rechte vorbehalten. Abdruck von Texten
nicht ohne schriftliche Genehmigung.

Umschlaggestaltung und Satz:

OHA Werbeagentur GmbH, Grabs, www.oha-werbeagentur.ch

Druck:

Advantage-Printpool GmbH, www.advantage-printpool.com

Dieses Taschenbuch und weitere interessante
Medien können Sie beziehen bei:

MOSAICSTONES

Postfach

CH-3604 Thun

Tel./Fax: +41 (0)33 336 00 36

E-Mail: info@mosaicstones.ch

Internet: www.mosaicstones.ch

VORWORT DES AUTORS

Liebe Leserin, lieber Leser

Es ist mir eine grosse Freude, Ihnen meine etwas verrückte Geschichte zu erzählen. In Papua-Neuguinea durfte ich als Schweizer in eine Entwicklungshelferfamilie geboren werden und bis zum Alter von zwölf Jahren dort aufwachsen. Meine Sekundarschulzeit absolvierte ich fünf Jahre später in London, da meine Eltern dort ganz unerwartet eine neue Stelle annahmen. So führten mich meine Jugendjahre vom Dschungel in die Grossstadt, und dann kehrte ich im Alter von siebzehn Jahren wieder in die Schweiz zurück. Für diese erlebnisreiche Kindheit, die ich auf keinen Fall missen möchte, bin ich meinen mutigen Eltern sehr dankbar.

Dass eine so wilde Kindheit ihre Spuren hinterlässt, versteht sich von selbst. Vor einigen Jahren erlebte ich mit meiner Frau und unseren beiden Söhnen erholsame Herbstferien in Italien. Als ich am toskanischen Strand entlangspazierte, kam mir so vieles aus meiner Kindheit wieder in den Sinn. Auch ich muss zugeben, dass die negativen Erinnerungen dominierten. Jetzt als Familienvater das Meer neu zu erleben, schlug in meinem Inneren glücklicherweise eine Brücke zu den schönsten Tagen meiner Kindheit – mit meinen Eltern und Geschwistern am Strand. Diese Kindheitserinnerungen öffneten mir mein Herz, um mich intensiver mit meiner Vergangenheit zu befassen. Bei allem wollte ich mich bemühen, sowohl das Schmerzhafte als auch das Gute niederzuschreiben. In meinem Buch geht es nicht darum, Personen anzugreifen, sondern vielmehr typische Muster aufzuzeigen, in die wir alle geraten können.

Mit allen Personen fanden Aussöhnungsgespräche statt. Zusammen mit einem Mentor arbeitete ich zudem viele Erlebnisse auf. Trotzdem finde ich es wichtig, ehrlich zu schreiben und die Sonnen- wie auch die Schattenseiten aufzuzeigen. Wir alle tragen unsere Kindheitsbürden – und ich wünsche mir, dass «Eine wilde Kindheit» die Leserinnen und Leser inspiriert, sich mit ihrer eigenen Kindheit auseinanderzusetzen und wo nötig sich mit ihr auszusöhnen. Die Prägungen der ersten Lebensjahre sind weitgreifend.

Herzliche Grüsse und herausfordernde Unterhaltung wünscht Ihnen

John Hänni

VORWORT EINES WEGBEGLEITERS

Nach vielen CDs mit «Musik aus dem Herzen» hat sich John Hänni nun an den ersten Teil seiner einzigartigen Biografie gemacht. Mit grosser Sorgfalt und Ehrlichkeit schildert er uns seine ungewohnte Kindheit in fremden Kulturen. Nebst vielen erhellenden Erzählungen, die in uns die Abenteuerlust wecken, setzt uns John auch spürbar Unangenehmem und kritischen Fragen aus. Was manchmal so gut aussieht und schön klingt, kann anderswo – vielleicht vorerst verdeckt – schmerzlich-negative Auswirkungen haben. Der Autor hat den Mut, weder zu verurteilen noch zu idealisieren. Die Spannung zwischen Aufopferung, Nächstenliebe sowie Selbst- und Fremdvernachlässigung lässt sich nicht einfach auflösen. Wie so oft im Leben geht es ums Masshalten – was allerdings weniger spektakulär und auffällig ist als die extremen (und eben einseitigen) Lebensentwürfe.

Das Buch lädt uns nicht nur ein, eine wilde Lebensgeschichte mitzuerleben, sondern stellt uns auch die Frage, wo wir unsere Schwerpunkte setzen und wie wir mit Spannungsfeldern umgehen. Garantiert sind wir aber herausgefordert, unsere Massstäbe zu überdenken. Einmal mehr finde ich es ermutigend, dass Fehler zum Leben gehören dürfen. Oder wie ich es als Therapeut manchmal ausdrücke: Letztlich handeln wir doch alle nach unseren jeweiligen Möglichkeiten. Was wir wissen, ist nicht mehr als der neuste Stand des Irrtums.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine herausfordernde Lektüre.

Jonas Baumann-Fuchs

DANKSAGUNGEN VON JOHN HÄNNI

Meiner grossen Liebe und wunderschönen Frau Moni: Danke für deine Liebe, Unterstützung und für deine erste geduldige Überarbeitung dieses Buches!

Meinen Söhnen Tim und Jamie: Ihr bedeutet mir mehr als alles andere auf der Welt! Danke für eure Anteilnahme an meiner Geschichte!

Emmi und Hans Zbären: Vielen Dank für eure wertvolle Freundschaft und Unterstützung!

Jonas Baumann-Fuchs: Deine langjährige Freundschaft, Beratung und das Management des Buches schätze ich sehr!

Adela Müller: Besten Dank für die zweite hilfreiche und fleissige Überarbeitung dieses Buches; deine Ausdauer schätze ich sehr!

Roger Koch: Dein Team und du haben das Beste aus dem Buch herausgeholt; ein Riesenkompiment an euer Lektorat!

Oliver Häberlin: Einmal mehr hast du dein grafisches Talent genial eingesetzt!

Ruth und Heinrich Hänni: Als meine Eltern habt ihr diese Geschichte möglich gemacht, vielen Dank!

Meinen Geschwistern:

Paul, mit dir zusammen habe ich in Papua-Neuguinea am meisten erlebt. Danke, dass du immer wieder zu mir gestanden bist!

Daniel, ich liebe und liebe deine Ideen immer wieder aufs Neue. Danke für deine Anteilnahme an meiner Geschichte!

Sam, du bist mein bester Freund! Danke für deine vielfältige Unterstützung!

Maria, obwohl du in diesem Buch noch kaum erwähnt bist, schätze ich dich als meine Schwester sehr: you are so beautiful!

Gott: Für deine Liebe und Geduld mit uns Menschen und vor allem mit mir. Als ich das Gefühl hatte, dass ich deine Liebe am wenigsten verdiene, hast du sie mir am meisten geschenkt; unverdiente Liebe – amazing grace!

1. EINE WILDE KINDHEIT

Das Feuer knistert im uralten Ofen meiner Alphütte. Ich öffne die kleine Eisentür, blicke in die Glut und greife nach dem Blasebalg, um die Flammen zu wecken. Plötzlich taucht die Erinnerung an eine Begebenheit im Hochland von Papua-Neuguinea auf: Damals hatte ich voller Faszination beobachtet, wie ein einheimischer Junge aus dem idyllischen Nachbardorf mit einem Bambusholzstreifen und einem kleinen Grashalm durch Reibung an einem Stück Holz Feuer entfachte.

Ja, in diesem tropischen, wilden und abgelegenen Papua-Neuguinea bin ich geboren und aufgewachsen. Eine Jugend voller Spannung, Abwechslung und Herausforderung auf einer riesigen Südseeinsel. Meine Eltern wohnten seit 1962 in diesem Land, um Entwicklungshilfe zu leisten. Die medizinische Versorgung war mehr als ungenügend.

In meiner ersten Erinnerung sehe ich mich im Toyota Land Cruiser Allrad mit meinem drei Jahre älteren Bruder Paul. Besorgt beobachtete er mich, als meine fürsorglichen Eltern mit mir über diese löchrige und holprige Hochlandstrasse zum Spital fahren. Ich bellte auf dem Rücksitz wie ein kleiner Hund. Damals war ich drei Jahre alt und hatte Husten bis zur Atemnot. Im Besprechungszimmer des Spitals kam ein Arzt lächelnd auf mich zu und gab mir den gleichen Hustensirup, den wir auch zu Hause hatten. Erstaunt fragten meine Eltern, ob das alles sei, und konnten sich ein Lächeln kaum verkneifen. Genau so war es mit der Versorgung: ein Mittel für fast alles. Tja, was blieb uns anderes übrig, als diese Buschstrasse wieder zurückzufahren, die wir gerade hinter uns gebracht hatten?

Als ich vier Jahre alt war, kam mein Bruder Daniel zur Welt. Wir waren im Hochland in einer Kleinstadt namens Goroka, als mein Vater mir freudig erzählte, dass Gott uns einen kleinen Jungen geschenkt habe. Ich schaute ihn mit grossen Augen an, denn ich stellte mir gerade vor, wie ein Engel vom Himmel herabkam und durch das Dach des Spitals den kleinen Bruder in das Babybettchen neben meiner Mutter legte. Meine Fantasie ging schon damals mit mir durch ...

Das vertraute Bild, wie meine Mutter den kleinen Daniel stillte, hat mich immer sehr fasziniert. Ich selbst war ein sehr lebhafter Junge, war fast immer auf Achse und kam nur zu den Mahlzeiten ins Haus oder wenn es regnete. Wahrscheinlich spürte ich meine Sehnsucht nach Mutterliebe kaum, weil ich sehr selbständig und immer mit irgendetwas beschäftigt war. Es gab keinen Strom, keinen Fernseher und keine Computerspiele – so war ich gezwungen, meine Spielsachen selber herzustellen. Langeweile kannte ich nicht.

Der Gummischlauch eines Autoreifens war einer meiner Favoriten: Stundenlang lief ich diesem rotierenden Schlauch hinterher und stellte mir vor, es sei ein Jeep, der alle Hindernisse überwindet. Er überwand vor allem den Schlamm, sehr zum Leidwesen meiner Mutter. Um die Kleider zu waschen, musste sie alle zwei Wochen einen vollen Tag aufwenden. Zuerst wurde ein riesiger Waschherd mit Holz beheizt. Als Nächstes schöpfte sie das warme Wasser in Wannen, um die Wäsche darin zu wringen. Sie benutzte dazu einen Wasserstampfer, der die Nässe aufzog und beim Drücken Wasser verdrängte. Das war wie eine Waschmaschine, bloss eben mit Handbetrieb.

Meine Mutter erteilte mir Kindergartenunterricht in Englisch. Da ich es gewohnt war, auf mich selber aufzupassen, hatte sie Mühe, mir etwas beizubringen, ohne dass ich gleich sagte: «Das weiss ich schon, du brauchst es mir nicht mehr zu erklären ...» Mit meinen Eltern und Geschwistern sprach ich Schweizerdeutsch. Natürlich vermischte ich die Sprachen, was sich zum Beispiel so anhörte: «Dad, mis Baisikel het e flat Taier!» («Papa, mein Fahrrad hat einen platten Reifen!»)

In dieser Zeit lernte ich einen einheimischen Freund, Ikodni, kennen. Gemeinsam bastelten wir Spielzeuge aus Holz und Räder aus runden, flachen, harten Früchten. Eines Tages stiessen wir auf eine Grillparty von vergnügten Knaben. Die hatten gerade Mäuse an einem Stock aufgespießt und brieten sie über dem Feuer. Natürlich musste auch ich die Nager probieren: Schliesslich wollte ich dazugehören. Dass ich in den folgenden Tagen arge Bauchschmerzen hatte, führte niemand, nicht einmal ich, auf das halbprohe Mäusefleisch zurück ...

Doch ich kam rasch wieder auf die Beine – ein neuer Tag brach an. Das Anziehen konnte nie schnell genug gehen. Immer schaute das halbe Hemd oder das T-Shirt aus der Hose. In der Küche knisterte schon der Holzofen, den wir fürs Kochen und Backen benutzten. Meine Mutter rührte gerade Wasser mit Milchpulver an – Sunshine-Milchpulver, ein Produkt aus Australien –, was ein guter Ersatz für Frischmilch war, denn weit und breit gab es keine solche. Ich bediente mich vom fein duftenden Brot, nachdem meine Brüder und ich ein schnelles Tischgebet gesprochen hatten. Meine Mutter backte das Brot selber. Ich half ihr gerne dabei, vor allem beim Teigessen. Manchmal konnte ich selber ein kleines Brötchen formen und mit dem Brot in den Ofen schieben – mein persönliches Amuse-Bouche!

Während des Frühstücks schaute mich plötzlich mein Vater an und fragte mich, ob ich Lust hätte, ihn auf einer dreitägigen Reise zu begleiten. Und ob ich Lust hatte! Das Auto, ein weisser VW Käfer, schüttelte uns gehörig durch,

während wir über löchrige Strassen fuhren. Manchmal mussten wir einen Fluss überqueren, weil es keine Brücke gab. Ich summte vor mich hin. Das Singen im Auto war schon immer mein Ding gewesen, und wenn mir keine Lieder mehr einfielen, sang ich immer wieder «Happy Birthday» ... irgendwo hat ja immer jemand Geburtstag. Nach einer Stunde erreichten wir Fagame. Dort erwartete uns der einheimische Gastgeber. Kaum im Dorf angekommen, waren wir von zahlreichen Zuschauern umringt. Autos waren hier etwas Faszinierendes: Kinder wie Erwachsene versuchten jeweils unseren Wagen zu berühren – auch wenn dieser in voller Fahrt war. So war es auch hier in Fagame: Die Kinder streichelten voller Scheu und Achtung den VW Käfer, als mein Vater den Wagen parkte.

Das Auto stand still, aber wir konnten erst aussteigen, als wir mit Nachdruck die Türen öffneten und sich die Mensentraube etwas löste. Kaum hatte ich den Kopf aus dem Wagen gestreckt, versuchten schmutzige Kinderhände mein glattes Haar zu berühren. Ich war eben anders als sie. Durch einen Tunnel aus Kleidern und ungewaschenen Körpern bahnte ich mir einen Weg, oder besser gesagt: versuchte ich mir einen Weg zu bahnen. Die Kinder lachten mich mit ungepflegten Zähnen an. Die einen umarmten mich, die anderen gaben mir einen Klaps, und die grösseren Knaben trugen mich ein kurzes Stück auf ihren Schultern. Ihr Haar bestand aus sehr engen Locken, an denen man sich gut festhalten konnte. Ihre Haut hatte einen schönen Braunton, wenn sie nicht gerade von Erde bedeckt war.

Auf unserem Weg nach Fagame waren wir an einem schönen Garten vorbeigekommen. Die Leute bauen hier in Papua-Neuguinea als Hauptnahrungsmittel süsse Kartoffeln an. Dazu formen sie eine kleine Erdbeule, in die sie die Kartoffelzweige stecken. Nach etwa einem halben Jahr können dann die Kartoffeln aus der Erdbeule gegraben werden. Um zu verhindern, dass sich Hunde, Schweine, Kühe, andere wilde Tiere oder Fremde über die Ernte hermachen, wird der Garten mit dicht aneinandergereihten Holzlatten geschützt. Das ist auch bitter nötig, denn Schweine sind in der Lage, einen Garten in einer Nacht zu verwüsten. Mit ihrer Schnauze graben sie schneller als Bauarbeiter mit einer Schaufel!

Unser einheimischer Gastgeber brach mir ein Zuckerrohr ab. Es sieht aus wie Bambus und ist innen sehr saftig. Ungeduldig riss ich mit meinen Zähnen die Rinde um das Rohr herum weg. Der innere Teil enthält viele Fäden, das Fleisch ist sehr süss. Genüsslich sog ich den Saft heraus – herrlich!

Vor uns lag ein rundes Haus mit Bambuswänden und einem Grasdach. Auf der einen Seite des Hauses stieg beissender Rauch in die herrlich duftende Dschungelluft. Hier befand sich der Eingang. Wir scheuchten Hund und Hühner zur Seite

und traten in die runde Hütte ein. In der Mitte kochte die Gastgeberin Kumu (grünes Blattgemüse) und Kaukau (süsse Kartoffeln) in einem riesigen Topf über offenen Flammen. Wir versammelten uns um das Feuer und setzten uns auf Holzklötze. Hinter uns befand sich eine Liege, rund einen halben Meter über dem Boden. Sie füllte etwa die Hälfte des Innenraums. Der Boden hatte keine Verkleidung. Die Frau schöpfte uns das Essen in Bananenblätter, die als Teller dienten. Die Kinder, der Hund und die Hühner assen alle mit. Was für ein Schauspiel! Der Hund jaulte, nachdem er vom Gastgeber beim Essensraub ertappt worden war ...

Inzwischen war es Abend geworden; nur das Feuer spendete noch das nötige Licht, denn die runden Häuser haben keine Fenster – und natürlich auch keinen Strom. Es war gemütlich. Gemeinsam sangen wir ein einheimisches Lied, mein Vater las etwas aus der Bibel vor und legte es anschliessend in Pidginenglisch aus, der Handelssprache von Papua-Neuguinea. Dieses Land hat fünf Millionen Einwohner und rund siebenhundert verschiedene Sprachen. Dank Pidginenglisch kann man sich national verständigen. Das Land gehörte zu Australien und ist seit 1975 unabhängig. Papua-Neuguinea hat genügend Sonne und Regen, besteht zum grössten Teil aus tropischem Urwald, und über die Mitte des Landes erstreckt sich eine Berglandschaft. Der höchste Berg ist der Mount Wilhelm mit viertausendfünfhundert Metern über Meer. Unser Wohnort befand sich auf tausendsiebenhundert Metern über Meer.

Am nächsten Morgen, kurz vor dem Aufbruch, schenkte uns der Gastgeber ein Huhn – ein lebendes, wohlgerukt. Das Federvieh hielt mich auf der Heimfahrt ganz schön auf Trab, denn nach jedem Schlagloch musste ich es festhalten und beruhigen. Zu Hause angekommen, überreichte ich es stolz meiner Mama – und einen Tag später gab es ein leckeres Hühnergericht.

2. ZEIT ZUM FEIERN

Laute Jubelschreie. Meine Familie und ich befanden uns im Auto mit meinen Grosseltern, und eine fröhliche Menschenmenge erwartete uns auf der Strasse. Oft, wenn Besuch aus dem Ausland kam, fand eine Feier statt. Mit Zweigen und Blumen wurde lebhaft gewinkt, und alle sangen aus voller Kehle. Jeder wollte die Besucher persönlich begrüssen und umarmen. Ein willkommener Anlass für ein Fest!

Die Einheimischen sind immer für ein spontanes Fest zu haben und sehr begabt im Vorbereiten köstlicher Speisen. Da gibt es zum Beispiel ein besonderes Essen, «Mumu» genannt. Um den dazu benötigten gigantischen Dampfkochtopf einzurichten, geht man wie folgt vor: Zuerst gräbt man ein Loch in die Erde, in der Grösse von zwei Feuerstellen. Dann legt man Holzlatten über das Erdloch, türmt Steine auf und zündet das Holz an. Verbrennt es, fallen die glühenden Steine in das Erdloch. Die Steine speichern die Hitze, und das Essen würde darauf gleich verbrennen. Aus diesem Grund wird ein Graspolster auf die Steine gelegt. So sind die aus Bananenblättern geflochtenen Essenskörbe vor der Hitze geschützt.

Sobald jede Familie ihren Essenskorb mit Kaukau, Kumu und Pik Mit (Schweinefleisch) gefüllt hat, werden die Körbe auf das Graspolster gelegt und aufeinander gestapelt. Dann deckt man noch einmal alles mit Bananenblättern, Gras oder Farn zu. Zu guter Letzt häuft man Erde auf die ganze Ladung – das Essen eines ganzen Dorfes –, und über ein Loch schiebt man ein Bambusrohr hinein. Schüttet man dort Wasser hinein, entsteht der Dampfkochtopf-Effekt, und nach zwei Stunden im wohl grössten Dampfkochtopf der Welt ist das Essen wunderbar weich gekocht. Die verschiedenen Gräser und Buschmaterialien verleihen den Speisen einen ganz besonderen Geschmack. Korb für Korb wird von den Familien abgeholt, vergnügt setzen sich alle im Kreis darum, es wird gegessen und gefeiert. Wie die Einheimischen den eigenen Korb wiedererkennen, ist für mich bis heute ein Rätsel. Wir banden jeweils ein kleines Erkennungsband an unseren Korb, um ihn ja wiederzufinden.

Zu einem richtigen Fest gehört Schweinefleisch. Die meisten Familien besitzen mehrere Schweine, und weil das Schwein eine Art Statussymbol ist, ist es gut, möglichst viele davon zu haben – vergleichbar mit dem Besitz eines schönen Autos in unseren Breitengraden, nur dass man ein Auto eben nicht essen kann. Da die Schweine überall hin dürfen, kann es für die Besitzer schon einmal schwierig werden, sie wiederzufinden. Dann ertönt der Ruf des Hirten. Die Schweine erkennen diesen Ruf schon von weitem und bewegen sich in seine Richtung.

Auf die gleiche Art können natürlich auch Menschen über mehrere Kilometer miteinander kommunizieren. Der typische Ruf besteht aus zwei Tönen: Der erste ist tiefer, der zweite höher, und der Ruf klingt: «O, U, O, U, OOOO!» Dabei wird der letzte Ton ausgehalten. Wenn die angesprochene Person diesen Ruf hört, gibt sie ihn wie ein Echo zurück. Durch kleine Variationen dieses Grundrufs können kurze Botschaften weitergegeben werden. Schnurlose Kommunikation war so schon vor vielen tausend Jahren möglich.

Die Entwicklung von der Steinzeit bis heute, die bei anderen Völkern mehrere Jahrtausende in Anspruch nahm, vollzog sich in Papua-Neuguinea innerhalb des letzten halben Jahrhunderts. Die ersten «Weissen» (Australier und Europäer) nahmen ihre Entwicklungsarbeit erst Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts auf, und der Fortschritt in den Bereichen Gesundheit, Schule, Hygiene usw. kam nur langsam voran. Kannibalismus war damals noch weit verbreitet, und die Tropenkrankheit Malaria sowie eine allgemein schlechte Versorgung, bedingt durch Transportschwierigkeiten, stellten weitere Hindernisse dar.

Der Zweite Weltkrieg Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts machte dem Land schwer zu schaffen. Vieles, was von den weissen Pionieren aufgebaut worden war, wurde wieder zerstört. Die Japaner wollten damals den Südpazifik, Australien und Neuseeland erobern, und der Hauptkampf wurde auf den Inseln von Papua-Neuguinea ausgefochten. Japan verlor Hunderttausende Soldaten, allein in dieser Region. Da die Alliierten die Schlacht schliesslich für sich entscheiden konnten, gehörte Papua-Neuguinea bis 1975 zu Australien. Es ist unglaublich, was man dort noch heute an Überresten von Militärflugzeugen, Fahrzeugen, Kanonen und kleineren Waffen findet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Entwicklung dann ziemlich schnell voran, da Papua-Neuguinea sehr reich an Bodenschätzen ist. Gold, Kupfer und Öl lockten vor allem Australier ins Land. Die anfänglich kleinen Siedlungen wuchsen zu westlich geprägten Städten heran. Als das Land im Jahr 1975 unabhängig wurde, zogen die meisten Australier wieder zurück in ihre Heimat. Die politische Situation war angespannt. Niemand wusste so recht, ob die «Eingeborenen» die «Weissen» nicht plötzlich ausrauben oder sogar töten und am Ende noch kochen und essen würden.

Tatsächlich kannte ich eine ältere Frau, die in jungen Jahren noch Menschen gegessen hatte. Vor ihr haben wir uns aber nie gefürchtet. Für uns war sie wie eine Grossmutter. Sie strahlte sehr viel Liebe und Güte aus, nahm uns immer auf den Schoss und bestaunte unser glattes Haar und die weisse Haut. Sie war auch sehr froh darüber, dass sich die Bräuche in ihrer Region geändert hatten. Nir-

gends sicher zu sein und in der ständigen Angst zu leben, plötzlich umgebracht und gegessen zu werden, muss schrecklich gewesen sein. Wie ich es verstand, wurden Menschen nur aus Rache getötet und gegessen. Kannibalismus war Blutrache; durch das Essen eines Mitglieds des Stammes des Mörders wurde das Opfer gerächt. Dabei konnte dieses Töten immer weitergehen, bis ganze Stämme und Völker beinahe ausgerottet waren. So erzählten uns Einheimische, dass vor der Ankunft der «weissen Pioniere» ihre Stämme fast ausgestorben waren. Auch die siebenhundert grundverschiedenen Sprachen dieses Landes mit fünf Millionen Einwohnern sind ein Zeichen der Feindschaft zwischen den Stämmen. Es gibt kleine Stämme mit dreihundert Menschen, die eine ganz eigene Sprache sprechen. Heute gibt es glücklicherweise Pidginenglisch – eine einfache Handelsprache, die aus einer Abwandlung der englischen und portugiesischen Sprache entstanden ist. Man spricht alles genau so aus, wie man es schreibt. Viele Wörter sind gar nur für diese Sprache erfunden worden. So ist ein Huhn beispielsweise ein «Kakaruk» und eine Kuh eine «Bulmakau». «Mi laik kaikai wanpela kiau» heisst übersetzt: «Ich möchte ein Ei essen». «Mi», «laik» und «Kau» lassen ihren englischen Ursprung noch erahnen («me», «like» und «cow»), «Kakaruk» dagegen ist lautmalend und bezeichnet ein Huhn. Pidginenglisch ist für die Einheit und Entwicklung des Landes sehr wichtig, da sich die Einwohner ohne diese Sprache unmöglich verstehen würden.

Mein Vater zog im Jahr 1962 nach Papua-Neuguinea. Damals dauerte die Reise aus der Schweiz mehr als fünf Wochen. Mit einem Schiff gelangte mein Vater von Neapel durch den Suezkanal bis nach Australien. Von dort reiste er per Flugzeug weiter nach Papua-Neuguinea. Zu Beginn seines Aufenthalts besuchte mein Vater ein Lehrerseminar in Rabaul, einer Insel nördlich von Papua-Neuguinea. Nach einem halben Jahr zog er dann zurück auf die Hauptinsel. Eine seiner Hauptaufgaben in den ersten Jahren bestand im Unterrichten der einheimischen Kinder. Der Unterricht war eine grosse Herausforderung für die Kinder, denn sie mussten neben der Handelssprache Pidgin auch Englisch lernen. Oft war es schwierig, das genaue Alter der Kinder zu schätzen. Um herauszufinden, ob ein Kind im schulpflichtigen Alter war, liess man es mit dem Arm über den Kopf greifen und das Ohr auf der anderen Seite berühren. Gelang diese Übung, war das Kind reif für die Schule. Ich habe das mit meinen beiden Söhnen ausprobiert. Als sie zwischen sechs und sieben Jahre alt waren, konnten sie mit den Fingern das Ohr erreichen – die Methode scheint tatsächlich gut zu funktionieren. Im Jahr 1964 reiste auch meine Mutter aus der Schweiz nach Papua-Neuguinea und heiratete meinen Vater, den sie bereits in der Schweiz kennengelernt hatte, im Jahr

1965. 1966 bekamen meine Eltern ihren ersten Sohn, Paul, und im Juni 1969 kam ich als zweiter Sohn in der Küstenstadt Lae zur Welt. Meine Mutter gebar mich in einem Wohnhaus der Schweizer Siedlung, eine von Kokospalmen umgebene Anlage ausserhalb der Stadt. Die Hebamme war eine Schweizerin namens Rosa Mürner. Sie bat meine Mutter, in der Nähe der Küstenstadt Lae zu gebären, da dort zur gleichen Zeit noch drei andere Frauen gebären sollten.

Das Reisen in Papua-Neuguinea erweist sich als sehr schwierig. Die Strassen sind in einem üblen Zustand, und es kann vorkommen, dass Autos komplett im Sumpf oder in einem Fluss stecken bleiben. Die einheimische Bevölkerung begegnet solchen Situationen jedoch mit bewundernswerter Spontaneität und Flexibilität. Wenn etwas schiefgeht und ein Auto stecken bleibt, nehmen sie das Malheur als Anlass für eine Feier. Statt sich aufzuregen, helfen alle Leute um das Fahrzeug herum mit. «Showtime» ist angesagt: Jeder weiss mehr und kann mehr. Alles wird versucht – am liebsten das Komplizierteste zuerst, denn das ist aufregender. Manchmal schieben die Helfer das Fahrzeug vor lauter Freude sogar gleichzeitig vorwärts und rückwärts: Eine Gruppe schiebt nach vorne, die andere nach hinten. Hauptsache, man ist dabei – die sofortige Beseitigung des Problems ist sekundär. Ob das produktiv ist oder nicht, ist ebenfalls Nebensache. Was zählt, ist das Schieben und Mitmachen. Diese Einstellung macht das Volk sehr sympathisch und herzlich. Die Freundschaft steht oft im Vordergrund, und die Menschen sind nicht gleich auf den eigenen Vorteil bedacht.

Das Fahren auf nassen Strassen während der Regenzeit ist besonders schwierig. Oft gibt es keinen Kies mehr auf der Strasse, und die Oberfläche besteht nur noch aus weicher Erde und Lehm. So fährt man wie auf weicher Butter. Bei jeder Umdrehung des Rades, ob Allradantrieb oder nicht, sinkt man hoffnungslos ein und bleibt fast überall stecken – auch ohne Steilhang. Der fahrbare Untersatz sitzt unwiederbringlich fest, an eine Weiterfahrt ist nicht zu denken. In solchen Momenten kommt das Dschungel-Know-how zum Tragen: Eine Gruppe zieht an einem Strick vorne am Auto, die andere arbeitet am Heck und an den Seiten. Kunai, das lange Gras, das vor allem im Hochland wächst, ist ideal, um den Rädern Halt zu geben. Auch Steine, Holz, Zweige und Blätter werden unter die Räder gelegt. Plötzlich geht es wieder weiter – und alles jubelt und singt!

Wenn ein Auto mit Einheimischen daherkommt, hört man es schon von weit her, denn ihr Singen übertönt den Motor des Fahrzeugs. Die meisten Autos verfügen über eine offene Ladefläche. Dort sitzen die Leute am Boden, wie Soldaten im Militärfahrzeug, und stimmen ein Lied nach dem anderen an. Tiere und Kinder kommen auch mit. Um ihre «Coolness» zu demonstrieren – und manchmal auch

aus Platzmangel – sitzen die Männer auf der Kante der Ladefläche. Ein ziemlich gefährliches Unterfangen, zumal das Fahrzeug über Strassen voller Schlaglöcher schlingert!

Einmal war ich mit meinem Vater und meinen Grosseltern unterwegs. Als uns eines dieser überbevölkerten Fahrzeuge überholte, konnten wir hautnah miterleben, wie gefährlich diese offenen Ladeflächen sind: Ein halbes Dorf war auf der Ladefläche eines Toyota Land Cruisers «zusammengemostet», wie wir im Schweizerdeutschen sagen. Die Leute wurden also gerade wie in einer Presse zur Herstellung von Apfelsaft («Most») zusammengepresst. Hupend überholte uns das Fahrzeug. Nach einigen Kurven, als die Strasse steiler anstieg, sahen wir plötzlich ein umgekipptes Fahrzeug mitten auf der Strasse liegen. Mein Vater bremste abrupt ab. Blutüberströmte, wild gestikulierende Leute liefen um das Fahrzeug herum – es waren die Passagiere des überladenen Autos, das uns eben überholt hatte. Offenbar hatte der Fahrer in einen kleineren Gang schalten wollen, als das Getriebe versagte. Daraufhin war das Fahrzeug rückwärts gerollt, und der Fahrer hatte es vor Schreck kaum bremsen können. Er hatte das Fahrzeug zu hastig auf die eine Seite gesteuert – und es kippte um. Die erste Reaktion einiger Männer war, ihr Taxigeld zurückzufordern. Nach einer kurzen Auseinandersetzung wurde das Fahrzeug in die richtige Stellung zurückgekippt. Niemand schien daran zu denken, dass das Fahrzeug wegrollen könnte; Hauptsache, die Bahn war wieder frei. Als ein paar Männer das Fahrzeug also wieder auf seine vier Räder zurückgekippt hatten, geriet es erneut ins Rollen – talwärts, in unsere Richtung! Nach einer Schrecksekunde gingen wir in Deckung. Doch das Auto fuhr in den Strassengraben und blieb rechtzeitig stehen. Das war knapp! Und beinahe wäre es zu einem Doppelunfall gekommen. Wir luden die verletzten Leute auf und fuhren Richtung Kainantu, zum nächsten Krankenhaus. Als wir in die Hauptstrasse von Kainantu einbogen, passierte uns ganz gemütlich ein grosses Polizeiauto. Mein Vater wollte die Polizisten anhalten und ihnen die verletzten Leute mitgeben, da wir in eine andere Richtung fahren mussten. Doch jedes Mal, wenn wir auf die Hupe drückten und winkten, gaben uns die Polizisten ein Zeichen, weiterzufahren. Sie liessen sich nicht aus der Ruhe bringen, und so brachten wir die Leute eben selbst ins Krankenhaus.

Doch nicht nur während der Regenzeit sind die Strassen Papua-Neuguineas eine Herausforderung für jeden Fahrer, auch nach einer längeren Trockenzeit haben sie ihre Tücken. Durch die Trockenheit sind die Strassen sehr staubig. Kreuzt man ein entgegenkommendes Fahrzeug oder wird man überholt, raubt der Staub die ganze Sicht. Da hilft nur rasches Abbremsen oder sogar Anhalten, bis er sich

gesetzt hat. Beim Kreuzen eines Lastwagens können einem gar kleinere Steine die Frontscheibe beschädigen. Besonders bei einer geraden Strecke kommen einem die Lastwagen mit rasanter Geschwindigkeit entgegen. In solchen Situationen hielten wir den Wagen manchmal an, damit Beifahrer und Fahrer die Hände flach gegen die Frontscheibe pressen und das Einbrechen der Scheibe verhindern konnten.

Die Strassen und Brücken werden einfach so lange benutzt, bis es nicht mehr geht. Bei Brücken kann das durchaus kritisch werden. Bei Holzbrücken fehlen manchmal die Querlatten, und es erfordert viel Mut, die Brücke auf den blossen Baumstämmen zu überqueren. Nur geradeaus schauen und nicht zu früh einlenken, so lautet die Devise. Einer meiner Kollegen hatte einmal das Pech, dass sein beladener Lastwagen zu schwer war für die Brücke. Der Lastwagen fiel samt der Brücke in den Fluss, der Fahrer kam mit dem Schrecken davon. Da ein Teil der Fracht aus Trockenbeton bestand, wurde ungewollt gleich das ganze Flussbett betoniert!

Entlang der Strassen gibt es kleine Lebensmittelläden. Manchmal wird die Ware sogar zum gleichen Preis verkauft, wie sie eingekauft wurde. In Papua-Neuguinea wird ein Laden als Event und Dienstleistung verstanden. Der Gewinn ist Nebensache, die Hauptsache ist die Zufriedenheit. Nahrung gibt es auf dem Land im Überfluss. Papua-Neuguinea hat genügend Regen und auch viel Sonnenschein. Wenn die Leute auf dem Land ihre Gärten bebauen, haben sie mehr als genug zu essen. Die Männer stellen Zäune auf, und die Frauen bebauen den Garten. In den Städten hingegen ist die Situation schwieriger: Die Leute können sich nicht selbst versorgen. Oft reicht der Lohn nicht aus für Strom, Wasser, Steuern, die Schulgebühren der Kinder usw. Viele Jugendliche sind arbeitslos, gelangweilt, und die so entstehende Kriminalität schwächt das Land noch mehr. Aus diesem Grund ist die Entwicklungsarbeit so wichtig. Sie unterstützt die Leute auf dem Land und ermutigt sie, dort weiterhin gute Landwirtschaft zu betreiben, statt in den scheinbar so vielversprechenden Städten zu stranden.

3. DIE SCHATTENSEITEN

Als ich eines Morgens noch gemütlich im Bett lag, bebte plötzlich der Boden, und mein Bett zitterte. Meine Eltern kamen voller Schreck ins Kinderzimmer gestürzt, ergriffen meinen Bruder und mich bei der Hand und rannten mit uns aus dem Haus. Zum Glück dauerte das Erdbeben nicht lange, so blieb unser Haus heil. Kurze und heftige Erdbeben sind im Südpazifik an der Tagesordnung. Es war immer gut, vorsichtig zu sein und das Haus frühzeitig zu verlassen. Für den Hausbau sind Holzwände oder Bambusgeflecht die sicherste Wahl. Beton ist für Wände und Decken ungeeignet, denn bei einem Erdbeben bekommt er leicht Risse, während Holz flexibler ist.

Da Papua-Neuguinea rund dreihundert Kilometer südlich des Äquators liegt, gibt es praktisch keine Jahreszeiten. In der von Januar bis April dauernden Regenzeit regnet es fast täglich. Heftige Gewitter kommen in dieser Zeit sehr häufig vor. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem sich unsere Familie verängstigt auf der Veranda des Hauses versammelte, weil das Gewitter so heftig wütete. Die Geräuschkulisse rund um unser Haus machte uns Angst. Der Regen prasselte wild auf das Wellblechdach, und mein kleiner Bruder Daniel dachte, draussen seien böse Männer, die Steine auf unser Dach warfen.

Unsere riesige, auf zwei grossen Stangen angebrachte Antenne war ein effektiver Blitzableiter. Wir verfügten über keinen Telefonanschluss, und die Antenne ermöglichte uns die Kommunikation über Funk. Wie auch wir, so besaßen auch alle Schweizer Mitarbeiter des Evangelischen Brüdervereins, die auf der ganzen Insel verteilt waren, ein Funkgerät und waren täglich während einer bestimmten Zeit auf Empfang: zwischen sieben und acht Uhr morgens und zwischen fünf und sechs Uhr abends. Dabei hatte jeder Ort einen Funknamen, genau wie bei den Flugzeugen. Unsere Ortschaft Komperi zum Beispiel trug den Codenamen «Bravo Victor», und die Funksprüche an uns hörten sich in etwa so an: «Bravo Victor, Bravo Victor from Bravo Yankee, over!» Darauf mussten wir antworten: «Bravo Victor, standing by.» Erst dann konnte das Gespräch beginnen. Während des Gesprächs musste jeder Satz mit «over» beendet werden, damit der andere sicher war, alles verstanden zu haben. Das konnte einem richtig zur Gewohnheit werden. So sagte einer meiner Freunde beim Tischgebet manchmal «over» anstelle von «Amen». Er erntete schallendes Gelächter.

Ich war voller Bewunderung für die Geschicklichkeit der Papua, für ihre Fähigkeit, aus wenig viel zu machen, für ihre Sportlichkeit, Kreativität und Feinfühligkeit. Dank all dieser Talente konnten sie aber auch ganz schön keck sein –

gerade die Kinder. Eine Gruppe schaulustiger Schüler beispielsweise beobachtete mich oft beim Spielen. In unserer Siedlung gab es eine Primarschule. So kamen die Schüler manchmal an unserem Haus vorbei. Sie schauten mir zu, berührten mein glattes Haar oder stahlen meine Spielzeugautos. Als sie mich wieder einmal beobachteten, als ob ich ein Affe im Zoo wäre – und mir auch entsprechende Übernamen gaben – ging mein Temperament mit mir durch, und ich warf voller Zorn einen kleinen Stein in die Gruppe der Kinder. Zu meinem Entsetzen traf der Stein ein Mädchen an der Stirn, so dass es blutete. Dieser Vorfall sorgte für einen kleinen Aufstand in unserer Siedlung: Alle waren gegen mich und verurteilten mich aufs Schärfste. Auch meine Eltern waren sehr besorgt um das Mädchen. Wenn jemand blutet, ist die Vergeltungsgefahr sehr hoch. Der Brauch besagt: «Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut für Blut ...» Also pflegten meine Eltern das verletzte Mädchen, so gut sie konnten. Sie gaben ihr ein Schmerzensgeld mit, und ich musste mich vor der ganzen Familie bei ihr entschuldigen. Dieses Erlebnis ging mir sehr nahe, denn ich hatte doch niemanden verletzen wollen! Die Schülergruppe hatte es genossen, mich zu ärgern, dabei hatte ich doch einfach nur in Ruhe spielen wollen.

Ein anderes Mal war ich auf dem Weg zu meinen Eltern. Ein junger Mann in Kriegsausrüstung, mit Pfeil und Bogen, zielte mit ernster Miene auf mich und genoss meine Panik, mein Weinen und Schreien nach meinen Eltern. Erst nach einer halben Ewigkeit kamen meine Eltern aus dem Schulhaus, wo sie gerade unterrichteten. Sofort sahen sie, was los war, und forderten den Krieger auf, unverzüglich aufzuhören. Sie hatten mein Schreien gehört und mir geholfen – wenn auch etwas spät.

Ein paar Monate später jedoch konnten meine Eltern mein Schreien nicht hören. Ich war gerade mal sechs Jahre alt. Es war ein gewöhnlicher Arbeitstag, und ich war wieder vergnügt mit meinem Gummischlauchrad in der Siedlung unterwegs. Unerwartet traf ich auf zwei Bauarbeiter, die mich in ihr kleines Wohnhaus einluden. Sie versprachen, mir etwas zu schenken. Vertrauensvoll und gespannt folgte ich den beiden Männern in ihr kleines Haus, denn Geschenke gab es normalerweise nur zu Weihnachten oder zum Geburtstag. Plötzlich zerrte mich der ältere Bauarbeiter ins Schlafzimmer, schlug die Tür zu und öffnete meine Latzhose. Hilflos und voller Panik begann ich zu schreien, doch der Mann liess nicht von mir ab. In meiner Verzweiflung fing ich an zu weinen. Der Mann grinste nur und zog mich mit seinen schmutzigen Händen auf seinen ekelhaften Schoss. Ich weinte noch lauter vor Schmerzen und Angst, aber er gab nicht auf. Während sich der Bauarbeiter sexuell an mir verging, hielt der andere Mann an der Tür

Wache. Als der Mann mit mir fertig war, durfte ich mich – zitternd und verwirrt – wieder anziehen. Mir war komisch zumute, und ich war voller Ekel, doch gleichzeitig war ich erleichtert, dass der Mann mich endlich in Ruhe liess. In der Küche hatte der andere Bauarbeiter schon eine heisse Schokolade vorbereitet, um mich zu beschwichtigen. Ich trank die Schokolade aus und ging zutiefst aufgewühlt nach Hause. Zu Hause merkte niemand, wie es um mich stand. Später als Erwachsener konnte ich gemeinsam mit einem Mentor diesen schweren Schock auf- und verarbeiten.

Zum Glück machte ich kurze Zeit später ein positiveres Erlebnis: Ich freute mich auf ein Ferienlager mit den anderen Schweizer Kindern. Das Lager dauerte eine Woche lang und fand jährlich in Sausi statt, einem Ort im Unterland. Kurz vor dem Lager bekam ich Mumps, und es sah zunächst ganz so aus, als könnte ich nicht teilnehmen. Ich betete voller Vertrauen zu Gott. Schnell gesund zu werden war das eine, in einem Land ohne Zug und Fahrplan eine Transportmöglichkeit zu finden war das andere. Normalerweise dauert die Heilung bei Mumps längere Zeit. Nach zwei Tagen war ich aber schon wohlauf, und gerade noch rechtzeitig konnte ich mit einem Gütertransport mitfahren. Schon diese Reise ohne meine Eltern war ein gutes Gefühl, denn mit meinen knapp sechs Jahren fühlte ich mich doch schon ganz gross. Der Gütertransport führte mich von Komperi nach Kassam. Dort übernachtete ich bei einer Frau namens Lydia Zimmermann. Am darauffolgenden Morgen gab mir Lydia ein Picknick mit. Sie war sehr nett zu mir und beschenkte mich reich. Noch wusste ich nicht, dass Tante Lidi, wie wir sie nannten, zwei Jahre später meine Schlummermutter werden sollte. Im Gütertransport fühlte ich mich wie ein V. I. P., denn Mogen, der Chauffeur, fuhr mit einem Land Cruiser nach Sausi. Von Kassam führte uns die Strasse über einen Pass ins Unterland. Bei der Kreuzung unten am Pass bogen wir Richtung Madang ab. Die Strasse war nun schmaler als die Hauptstrasse. Kurz vor Sausi mussten wir schliesslich den Bogo-Fluss überqueren. Eine Brücke gab es nicht. Während der Trockenzeit ist das Überqueren des Flusses mit dem Auto ein Leichtes, führt der Fluss aber viel Wasser, ist es fast unmöglich. Im Bogo-Fluss ist schon so manches Auto auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Glücklicherweise schafften wir es diesmal aber sehr gut auf die andere Seite.

Gleich nach der Ankunft in Sausi ging ich mit meinen Freunden auf Entdeckungsreise. Das Lager wurde von einem Schweizer beaufsichtigt, den wir alle nur «Onkel Fritz» nannten. Onkel Fritz beeindruckte uns sehr. Mit seinem weissen Bart sah er fast aus wie der Weihnachtsmann. Er hatte ein grosses Herz für uns Kinder und staute den Bogo-Fluss, so dass wir im Fluss ein Schwimmbaden hat-

ten. Dort verweilten wir oft den lieben langen Nachmittag. Am Abend genossen wir das gemeinsame Plaudern, bis wir vor Müdigkeit einschliefen. Eines Nachts erwachte Phil, einer der älteren Knaben. Aus dem Fenster des kleinen Hauses in der Nähe glühte es rot. Phil stand sofort auf und weckte Onkel Fritz, der im Nebenzimmer schlief. Als sie vor das Haus traten, sahen sie das kleine Haus, in dem das Fleisch geräuchert wurde, in Flammen stehen. Onkel Fritz reagierte sofort und konnte das Feuer zwar eindämmen, aber doch nicht verhindern, dass das kleine Haus vollständig niederbrannte. Die paar Würste, die er aus den Flammen retten konnte, gab er dem Knaben als Nachimbiss und als Dank dafür, dass er das Feuer bemerkt hatte. Hätte sich der Brand bis zu unserem Haus ausgebreitet, hätte das fatale Folgen gehabt! Unsere Häuser bestanden fast ausschliesslich aus Holz und Bambus. Wegen Hochwasser und Ungeziefer ruhten die Gebäude leicht erhöht auf Pfählen. So hielt der warme Wind den Boden des Hauses schön trocken – eine Unmöglichkeit, hätten die Gebäude direkt auf dem feuchten Boden gestanden. Doch bei Feuer stellt diese Kombination eine grosse Gefahr dar.

Unser Lager ging friedlich zu Ende. Der einzige Zwischenfall ereignete sich auf der Heimfahrt beim Umsteigen in Kassam: Dort knallte ein Junge die Autotür zu und klemmte dabei meine Hand ein. Den Schmerz spüre ich noch heute, wenn ich daran denke. Das Einzige, was ich tun konnte, war: schreien!

Doch wieder zurück in Komperi, war ich sehr zufrieden. Wenn mir langweilig wurde, spielte ich auf dem Harmonium meines Vaters. Dazu musste man mit dem Fusspedal Luft pumpen und gleichzeitig oben auf der Tastatur spielen. Am Anfang machte ich mehr Lärm als Musik. Ich spielte mehrere tiefe Töne gleichzeitig, und meine Musik klang ganz so wie die alten Dakota-Propellerflugzeuge. Die Siedlung von Komperi lag genau unterhalb der Flugstrasse zwischen Lae, Aiyura und Goroka. Ich liebte es, die Geräusche von Fliegern oder Autos nachzuahmen. Plötzlich kam mir dann doch die Idee, ein richtiges Lied zu spielen. Das Lied, mit dem ich meine Musikerkarriere begann, war ein Gospelsong: «This is the day that God has made, let us rejoice and be glad in it.» Das war ein einfaches Lied, doch ich mochte es. Als Familie sangen wir es regelmässig zusammen. Hunderte Male spielte ich dieses Lied und erfand meine eigenen Akkorde dazu.

Das Ehepaar Judith und Peter Oppiger wohnte in dieser Zeit auch in unserer Siedlung. Peter war Lehrer an der Schule in Komperi. Eines Abends fragte ich ihn, ob Judith nicht einmal auf ihrer Geige in der Kirche spielen wolle. Zu meinem Entzücken spielte sie tatsächlich auf der Geige vor. Ich war total fasziniert. Noch nie zuvor hatte ich eine Geige gesehen oder gehört. Auch für die einheimischen Leute war ihr kleines Konzert ein Hörerlebnis der besonderen Art.

4. DIE WELTREISE NACH EUROPA

Ein Leben ohne Kommunikationsmittel (ausser Radio und Funk), meist ohne Strom und gänzlich abgeschnitten von der Aussenwelt, ist nicht immer einfach. Auch der Kampf gegen Malaria und andere Krankheiten machte uns das Leben oft schwer. Vor allem galt es, immer wieder zu improvisieren: Wie oft bereitete meine Mutter aus den Nahrungsmitteln der Region ein feines Essen, zum Beispiel eine Kaukausuppe, oder zauberte aus dem Gemüse vor Ort etwas Leckeres – und das in einem Tempo, dass uns Kindern Hören und Sehen verging und wir kaum rechtzeitig mit Tischdecken fertig wurden. Natürlich gehörte auch oft «Büchsenfutter» dazu, denn ohne Kühlschranks und Tiefkühlfach konnte das aus Australien und Neuseeland importierte Essen nicht anders aufbewahrt werden. Hinzu kam noch das Ungeziefer: Gefrässige Kakerlaken oder Mäuse machten es zusätzlich schwer, das Essen lange aufzubewahren.

Nach sieben bewegten Jahren konnten meine Eltern 1970 endlich für ein Jahr in die Schweiz reisen. Paul war damals vier und ich gerade mal ein Jahr alt. Das war ein wohlverdienter Urlaub für meine Eltern, die in den sieben Jahren davor weder die eigenen Eltern noch andere Verwandte und Bekannte gesehen hatten. Ich bewundere den Mut meiner Eltern und ihre Kraft, auf den Komfort der Schweiz zu verzichten, aber auch ihre Einsatzbereitschaft und Ausdauer. Was für eine Herausforderung, in den Dschungel auszuwandern, danach zu heiraten und dazu noch eine Familie zu gründen! Vieles musste erst aufgebaut werden, seien es Wohn- oder Arbeitsgebäude, Krankenposten oder Schulhäuser. Die Leute mussten geschult werden, und bei allem brauchte es viel Geduld.

Unsere «Weltreise» nach Europa im Jahr 1970 begann mit einem Flug von Papua-Neuguinea nach Brisbane, Australien. Danach ging es an Bord eines grossen Schiffes von Australien nach Europa. Bis 1970 war es günstiger, den Pazifik mit dem Schiff zu überqueren. Erst ein Jahr später gab es einen entscheidenden Wandel in der Reisebranche, und ein Flug über den Pazifik war dank der wachsenden Fuggesellschaften günstiger als eine Schiffsreise.

Auf unserer Hinreise verbrachten wir über fünf Wochen auf dem Schiff. Meine Eltern erzählten mir später einige Anekdoten dieser Reise: Unsere Kabine befand sich im Heck des Schiffes, ganz weit innen und noch weiter unten. Dort waren die Bewegungen und die Stahlreibungen in der Schiffswand am stärksten. Meine Eltern erwachten oft in der Nacht und hatten Alpträume von Titanicszenarien. In unserer Kabine gab es kein Fenster, nur eine künstliche Lüftung, und ich bekam einen schrecklichen Husten. Ein anderes Kind starb gar auf dem Schiff. Das war

sehr tragisch und auch sehr beängstigend für alle Passagiere. Am Abend beim Einschlafen sah man das Meer, und auch am nächsten Morgen war man nur von Wasser umgeben, und das Tag für Tag, Woche für Woche. Mein Vater nahm sich viel Zeit für mich und trug mich oft auf seinem Arm herum. Als er mich einmal im Arm hielt, ergriff ein unerwarteter Windstoss seinen Hut – und weil er mich trug, musste mein Vater tatenlos zusehen, wie der Hut in den Weiten des Ozeans verschwand. Alle Leute auf dem Deck lachten und klatschten – endlich war mal wieder etwas los! Via Panamakanal erreichten wir nach über fünf Wochen endlich England und legten in Southampton an. Von dort aus gelangten wir mit dem Zug in die Schweiz. Das war mein erster Besuch in der Schweiz. Anfang 1971 reisten wir mit dem Flugzeug wieder zurück nach Papua-Neuguinea.

Das nächste Mal besuchten wir die Schweiz im Januar 1976. An diese Reise erinnere ich mich noch ganz genau. Wir fuhren mit dem Auto von Komperi, unserer Siedlung, in die Hochlandstadt Goroka. Auf dem Flugplatz nahmen wir Abschied von unseren Freunden und flogen mit einer Friendship-Propellermaschine in die Hauptstadt Port Moresby. In dieser mächtigen Küstenstadt verbrachten wir ein paar Tage. Paul und ich genossen einen Spaziergang mit unserem Vater in den nächsten Laden. Eine Fantaflasche in der Hand zu halten und mit einem Strohalm genüsslich daraus zu schlürfen, war für uns das höchste der Gefühle. In unserem Zuhause in Komperi war der nächste Laden neunzehn Kilometer entfernt. Darum genossen wir die Stadt in vollen Zügen – das meiste von dem, was für Stadtkinder normal war, war für uns eine Sensation.

Von Port Moresby flogen wir dann mit einer Boeing 707 der Quantas Airways weiter in die philippinische Hauptstadt Manila. Als ich aus dem Fenster nur noch Wasser sah und der Horizont ganz schief lag, weil das Flugzeug abdrehte, wurde mir ziemlich mulmig. Ich schloss die Augen, bis das Flugzeug wieder in gerader Position weiterflog. Nach ein paar Stunden konnte ich in der Ferne das Abendrot leuchten sehen, im Vordergrund war der Flügel mit den zwei Triebwerken zu sehen. Plötzlich erblickte ich die philippinische Küste, und kurz darauf landete das Flugzeug in Manila. Dort ging es hektisch zu und her. Einige Leute stiegen aus, andere kamen an Bord. Nach einer knappen Stunde hoben wir wieder ab Richtung Hongkong.

In Hongkong durften wir in die wunderschöne DC-10-Maschine der Lufthansa umsteigen. Auf unserem Sitz wartete bereits ein verpacktes Spielzeugauto. Hübsche Frauen brachten uns lächelnd Malstifte und Malbücher. Kurz: Wir fühlten uns wie Könige, es war wie Geburtstag und Weihnachten zusammen! Malstifte waren etwas ganz Besonderes, und noch nie hatte ich ein neues, komplettes

Malset besessen. Ich erhielt auch ein Kinderbuch über Frankreich, das ich mit grossem Interesse verschlang. Weinbau und Weinernte, der Eiffelturm und die modernen Städte Frankreichs faszinierten mich sehr. Darum schaute ich das Kinderbuch immer wieder an. Es war überhaupt mein erstes Kinderbuch, und etwas Neues, Ungebrauchtes zu bekommen, war schlicht eine kleine Sensation. An Bord wurde immer wieder leckeres Essen serviert – und alles war so gekonnt eingepackt. Noch nie zuvor hatte ich Miniportionen von frischer Butter, Marmelade, Zucker und Salz gesehen. Ich kam mir vor wie in einem Kaufmannsladen für Kinder, nur dass es hier echte Lebensmittel gab. Der Flug von Hongkong nach Karachi war für mich ein einziges Fest!

Von Karachi, Pakistan, flogen wir weiter nach Athen. Während dieses Fluges wurden plötzlich alle Fenster verdunkelt, und auf einer Leinwand flimmerte ein James-Bond-Film. Auch das war eine Premiere für mich: mein erster Film. Als wir in Athen landeten, war es sehr neblig. Von Athen flogen wir weiter nach Frankfurt und gelangten von dort mit einer kleineren Maschine schliesslich nach Zürich.

Es war ein seltsamer Augenblick, als wir zum ersten Mal alle unsere Verwandten sahen. Sie standen hinter einer Glasscheibe, wie in einem Schaukasten, strahlten und winkten uns ununterbrochen zu. Nach langem Warten auf unser Gepäck passierten wir endlich den Zoll und konnten den Flughafen verlassen. Ein kalter Wind blies uns entgegen. Vom Dauersommer in den tiefsten Winter – das war doch ein kleiner Schock. Mein erster Satz auf Schweizer Boden war: «Switzerland is an ice box!» («Die Schweiz ist ein Tiefkühlschrank!») Wir wurden herzlich begrüsst, umarmt und in einen VW-Bus verfrachtet. Für ein ganzes Jahr zogen wir in eine kleine Wohnung im Haus meiner Grosseltern, in Kehrsatz bei Bern.